

Memoiren des Grossfürsten Alexander von Russland

Autor(en): **Wyss, Hans A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **13 (1933-1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weise äußerst schroffe Haltung der holländischen Regierung gegenüber der N. S. B. ist in jüngster Zeit grundlegend geändert worden. Diese Tatsache ging am deutlichsten aus einer Rede hervor, die der holländische Ministerpräsident Colijn vor kurzem in der Zweiten Kammer gehalten hat und in der er u. a. ausführte: Der korporative Staat, über den in der letzten Zeit viel gesprochen worden sei, stelle sich bisher noch als ein wenig scharf umrissener Begriff dar, wobei er allerdings sofort hinzufügte, daß die holländische Verfassung genügend Spielraum biete, um sich gegebenenfalls den veränderten Umständen anpassen zu können. Das ist bei der sonst so starren Einstellung der holländischen Auffassung gewiß kein kleines Zugeständnis aus berufenem Mund an eine neue Zeit. Aber der holländische Ministerpräsident ging noch weiter, indem er hinzufügte, man habe bisher in Holland die nationalsozialistischen und faschistischen Bewegungen stets etwas bagatellisiert. Das sei unrichtig gewesen, und die Regierung müsse die Bewegungen in Zukunft objektiver beurteilen. Auch dürfe man nicht alle Strömungen mit einem Maß messen, eine Äußerung, die sich besonders auf die zahlenmäßig stärkste faschistische Einheit — die N. S. B. bezieht.

Es ist verständlich, wenn die Kommunisten, Marxisten und Bürgerlichen über diese vernünftige, maßvolle Erklärung des holländischen Regierungschefs wütend hergefallen sind und wieder einmal die größten, blutigen Auseinandersetzungen und Bürgerkriege an die Wand gemalt haben. Die holländische Regierung hat sich glücklicherweise durch diese Vorstellungen in ihrer Haltung nicht beeinflussen lassen, denn sie hatte in den letzten Jahren genug Gelegenheit zu beobachten, daß sich Gedanken und Ideen nicht durch Verbote, Unterdrückungsmaßnahmen, durch Gummiknüppel und Maschinengewehre ausrotten lassen. Sie hält sich vorläufig zurück und wartet die weitere Entwicklung ab. An der Nationalsozialistischen Bewegung der Niederlande wird es liegen, die verschiedenen faschistischen Gruppen und Strömungen in sich aufzunehmen und damit die Geschehnisse des Staates entscheidend zu gestalten.

Memoiren des Großfürsten Alexander von Rußland.

Von Hans A. Wyß.

Dieses Buch ist ungleich allen politischen Erinnerungswerken, weil die Schildererkraft einer Persönlichkeit die den künstlerischen, ahnenden und realistischen Menschen abgewogen in sich vereint, die Ereignisse mit un-nachahmlichem Charme bildet und mit bezaubernder Leichtigkeit der Übergänge die gezeichneten Szenen, Figuren, Gedanken zusammenfügt. Dieser

zweite und letzte Band Erinnerungen eines der letzten Romanow — der Tod hat Alexander unterdessen vor der Ruhe eines vollen Lebens die Feder aus der Hand genommen — führt als „Kronzeuge des Jahrhunderts“ (Paul List Verlag, Leipzig), durch die Jahre des Exils. Wir lernen die gekrönten und ungekrönten Stars der Welt der Vergangenheit von 1918 bis in die allerjüngste Zeit in einer überraschend neuen, eindrücklichen Beleuchtung kennen, durch einen Geist, der, so nah er der Zeit zu leben schien, durch sein Schicksal doch die schwer zu erwerbende Distanz hatte, daß er als Kronzeuge vor der Geschichte vereidigt werden könnte.

Die Vielseitigkeit des Buches ist zahlreicher als die Seiten des Buches, das hat erst etwas fast Beängstigendes. Der Geist ist unermülich in Bewegung, die Begleitmusik des Gemütes bricht nie ab, wie ein Spiel geht der vielfache Wechsel des Themas und der Tonart, der die mitfolgende Elastizität des Lesers verlangt. Man hört förmlich den weichen Tonfall, das elegante französische Reden, in dem sich die aufsteigenden Wellen russischer Mystik lösen und manchmal in dieser bewegten, präzisen Klarheit des Denkens fremdartige, aber vollendet klare Kristalle bilden, die der französische Sprachgeist allein nie schaffen würde. Wer soviel Narrheit und Moden des Menschlichen gesehen hat, der braucht die Bosheit, um sich das Lachen zu erhalten. So stecken seine Pfeile tief, und sie stecken gut, wobei die Abrechnung für den vielen Tort durch Dummheit und Standesdünkel gerecht und redlich auf die Amerikaner und seine lieben Vettern mit den Kronen verschossen wird, aber die Spitzen haben keine Widerhaken. Sie lassen den zugefügten Schmerz wieder vergessen durch die beschwingte Anmut, mit der sie von der Sehne schnellen. Sein amerikanischer Verleger z. B. wird ihm nicht böse sein können, wenn er in launiger Verulkung des Titelmachers für das erste Buch „Einst war ich ein Großfürst“ bei Träumen über seine Münzen und den aufmerksamen Gedanken für ihre Bewertung zwischenhinein einwirft: „... wie mein Verleger sagen würde: „Einst war ich ein Münzensammler...“ Und den regierenden Herrscherhäusern seiner Verwandtschaft leistet er kostbare Freundschaftsdienste, indem er sie von den Hüllen romantischer Vorstellungen entkleidet und in ihrem ermüdenden Tagewerk zeigt, von dem ein Herrscher sich nur während der Mahlzeiten ausspannen kann. Wo dann lieber in den seltenen Mußestunden über die Streiche der königlichen Kinder gelacht wird oder der belgische König wie ein Ingenieur Vorzüge und Fehler einer Brücke kritisiert. „Hart und unerbittlich ist das königliche Tagewerk, und sein Einfluß auf den Charakter des Opfers ist zu verstehen. Mit echtem Gefühl antwortete der gegenwärtige Prinz von Wales auf das ihm von einem Arbeiter in unverfälschtem Londonerisch zugerufene „reicher Müßiggänger“ mit den Worten: „Reich? Vielleicht. Aber müßig, nein, verdammt noch mal, das nicht!“

Auch als Ex-Großfürst mit einer Zwei-Zimmerwohnung in Paris, mit vielem Hospitieren in Rom, London und Kopenhagen bei den lieben Ver-

wandten und zuletzt auf seiner langen Vortragsreise durch Amerika war Alexander stets von den unmöglichsten Gesuchstellern, Bettlern, und abenteuerlichen Spekulanten, selbst von Doppelgängern belagert. Man muß sich z. B. das Vergnügen der Schilderung der ganzen Inflationszeit mit ihren Hauptfiguren Kreuger und Löwenstein im Originaltext gönnen, um einen Begriff zu bekommen von der wunderbaren Instinktsicherheit, mit der Alexander die Menschen aller Grade einschätzt. Und wer wollte sich nicht einige köstliche Stunden Welthumor verschaffen. Die feingeschliffene Ironie der Szenen, wie Löwenstein Alexander als Sekretär kapern will, ist ebenso unbeschreiblich wie die aus einem letzten Rang- und Wertgefühl geborene Bewertung des Menschlichen. Zudem ist der Großfürst auch ein Dramatiker mit allen Sinnen, ein Miterleber, der fast gleichzeitig sich aus der Ferne sieht. Wie in den Szenen, wo drei gestürzte Größen, Kerenski, ein Bolschewik und Alexander sich auf einer Kaffeehausterrasse eines Pariser Boulevard treffen, wobei sich die ersten Beiden, zwischen dem weisen Lächeln des Dritten, innig hassen. Oder man erfrische sich an der weltklugen Skizze mit ihren Schattenrissen, warum die Gauner unter den russischen Emigranten nach Amerika auswanderten, oder am Medaillon des verliebten Numismatikers in der Klemme — man kann zugreifen, überall bleibt etwas in der Hand zurück, das dann am kostbarsten ist, wenn Alexander ihm liebe Menschen schildert und am lustigsten, wenn er die „heiligen Kühe des Liberalismus“ am Schwanz zupft.

Der Abriß dieses Buches und dieser letzten Lebensetappe eines hochbedeutenden Mannes wäre unvollständig, wenn man nicht auch seiner Liebe und seiner ahnenden Forschung gedenken wollte. Er fühlte zwölf Jahre vor der russischen Katastrophe eine Liebe zu einer Frau, die ihm nachher noch mehr bedeutete als der russische Zusammenbruch und hatte das Unglück, daß er diese Frau nicht heiraten konnte. Hier spürt man den ganzen Menschen vibrieren, die Leidenschaft des Herzens unter dem Schild des Wises und der seidenen, vollendet undurchdringlichen Höflichkeit einer strengen Erziehung in kaiserlicher Etikette und Selbstbeherrschung, die schließlich stärker waren. Das Verwunderliche einer Staatsraison, das wir ins Gebiet des Filmes verweisen wollten, scheint doch historisch gewesen zu sein, wenn man den Zar und Franz Joseph verkünden hört, daß kein Herrscher glücklich sein und das Leben genießen darf, weil das „schreckliche bürgerliche Charakterzüge“ sind.

Und doch darf Alexander von sich sagen, daß er glücklich war — trotz allem! Sicher hat auch seine tiefe Neigung zum Spiritismus dazu beigetragen, die ihn auch verleitete, über das zeitlose Geisterwesen zu schreiben. Im Innersten aber muß es der Kontakt mit dem Frieden der Natur gewesen sein, unvergeßlich geworden durch ein Jugenderlebnis im Kaukasus. „Der Berghang hinter meines Vaters Haus. Ich liege im hohen Gras und sehe dem Flug einer Lerche zu. Alles ist Friede, in mir und um mich. Friede, Stille und Zufriedenheit. Blicke ich hinab, so kann ich

die Wiesen unseres Gartens sehen. Dort bewegen sich auch Gestalten. Ich kann ihre Gesichtszüge nicht erkennen, aber ich sehe das weiße Blühen der Kirschbäume und den wogenden roten Teppich der Rosen. Ich liebe das, ich liebe die ganze Welt.“

Es kann kein demokratisches Gemüt kränken, daß nur ein hochgezüchtetes Blut diese Reife erreichte in Weltklugheit und Maß, in Schönheitsförmlichkeit und Aufrichtigkeit in der Gefahr, in unbefangenen, scharfem Urteil und in reinster Liebe. In einem Mensch, einem Edelmann und Grandseigneur höchsten Stils war verbunden, was uraltes Stammeserbe an Lebensniveau und Adel verbürgen sollte. Sein prophetischer Blick erwies sich richtig bis in den eignen Tod. In seiner Krankheit schrieb er: „Wir Romanow werden nur einmal im Leben krank. Und dann sterben wir“. 67jährig ist er dann im Frühjahr dieses Jahres an der Sterbeküste der Romanow, der Riviera, gestorben. Als er im Leben zum gewöhnlichen Sterblichen sank, wuchs er noch. Er vergaß nie, wer er war und bildete sich nichts darauf ein, was er war. Das war das gelebte Geheimnis seiner Größe.

Mahnrufe der Geschichte.

1798 oder 1830/1848!

„Ach, sie war alt, diese Eiche, eidgenössischer Bund genannt, sie war morsch, von Alter und Zeitgeist zernagt, und doch erwartete man von ihren verdorrten Ästen Sicherheit und Schirm und hoffte, in den Zeiten der Stürme sich an dem vermoderten Stamme festhalten zu können. . . Junge Männer, die ausländische Universitäten besucht hatten, wurden ihrer liberalen Denkungsart wegen als Jakobiner verurteilt und verdächtigt. Ihr Streben nach Abänderung und Verbesserung wesentlicher Bande der gesellschaftlichen Ordnung war fruchtlos; ihre Stimme verhallte im Tempel des Mißtrauens, wo man durch Gewohnheit sich bei dem Alten besser zu befinden glaubte und jeder Neuerung auswich“.

Aus einer 1801 anonym erschienenen Bernischen Flugschrift „Blicke auf Helvetiens Revolution“.

* * *

„Welch kostbare Frist wären diese Friedensjahre (1795—97) für die Schweiz gewesen, wenn ihre Lenker aus den Gefahren, die so drohend an ihre Pforte pochten, eine Lehre zu ziehen vermocht hätten! Aber es war, als ob das Schicksal der alten Eidgenossenschaft diese Ruhe vor dem Sturme nur zu dem Zweck vergönnt habe, um ihre Unfähigkeit, sich von innen heraus zu verjüngen, so recht deutlich ans Licht zu stellen.“

Wilhelm Dechli in „Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert“.

* * *